

Susanne Pflügl

Thema 4

In einer Gesellschaft, in der alle anders sein wollen und sich möglichst individuell selbst inszenieren, wird konsequenterweise die Zugehörigkeit zu einer Minderheit zum Ideal. Denn erst wenn ich Minderheit bin, bin ich nicht wie die Masse. So wird die Minderheit zum heiligen Gral der Selbstverwirklichungsgesellschaft.

Alexander Grau: Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung. München 2017, S. 80 f.

Auf der Suche nach Sinn in seinem Leben ist der Mensch auf verschiedene Herangehensweisen gestoßen, mit der Frage umzugehen, welches mysteriöse Etwas sich hinter dem Wort „Sinn“ verbirgt. Da sich jeder Einzelne vor dasselbe Problem gestellt sieht, schien es lange Zeit erfolgversprechend, die Sinnsuche in ein gesamtgesellschaftliches Modell auszulagern. Monarchien und andere autokratische Systeme zeigten - darunter der Faschismus besonders eindrücklich -, dass es in einer Gesellschaft nicht langfristig funktioniert, die Sinnfrage, anstatt von jedem Einzelnen von einer Autorität für alle beantworten zu lassen. Wenn alle stur demselben vorgegebenen Zweck dienen sollen, mag dies vielleicht kurzfristig ein euphorisierendes Gefühl der Verbundenheit hervorrufen, jedoch führt es letztlich zur Selbstzerstörung des Systems. Die Menschen erkennen, dass der Einheitszweck ihren Motiven nicht gerecht wird. Vaterlandsliebe, das Überleben der eigenen Rasse, der eigenen Volksgruppe oder auch nur der eigenen Familie, das sollten ehemals die größtmöglichen gemeinsamen Nenner verschiedener Gruppen und ihrer aller gemeinsames Interesse gewesen sein. Zum Sinnstiften reichten sie jedoch nicht, denn wenn diesen Ideen als oberster Zweck alles untergeordnet wird, führen sie zu untragbarer Inhumanität gegenüber Individuen. Der Kommunismus versuchte die Kluft der individuellen Interessen zu überwinden, indem er postulierte, alle seien gleich, und das Wohl aller in ihrer Gleichheit war oberstes Programm. Die Menschen bemerkten jedoch, dass sie nicht alle gleich sein wollten. Sie wollten mehr Geld als die anderen oder mehr Freizeit, eigene Konsumententscheidungen, kurzum: die Möglichkeit, sich von anderen unterscheiden zu können, wie sie wollten und ihr Leben zu führen, wie sie es für gut hielten.

Durch die negative Erfahrung scheinbarer Patentlösungen geprägt und mit dem Bewusstsein, dass sie die Sinnfrage nur selbst für sich beantworten könnten und in dieser Hinsicht ganz auf sich gestellt sind, zogen die Individuen los, ihr Glück auf eigene Faust zu suchen. Letztendlich hat uns dieser Individualismus zu der jüngsten gesellschaftlichen Strömung geführt. Der Liberalismus will jedem

persönlich die Freiheit geben, ein Leben in seinem „Sinne“ zu führen. In den letzten Jahrzehnten wurde vor allem das Konzept des ökonomischen Neoliberalismus von Individuen dazu benutzt, sich durch die Anhäufung von materiellem Wert und durch die Genüsse unserer Konsumgesellschaft möglichst effizient von der ursprünglichen Frage abzulenken. Manchmal bemerken sie allerdings, dass es da doch etwas gab, was der Liberalismus ihnen versprochen hatte. Manche mag sogar das Gefühl der Angst beschlichen haben. War es vielleicht nicht doch bequemer, als es noch Rezepte für den Sinn und ein richtiges Leben gegeben hat? Die Unannehmlichkeit einer liberalistischen Einstellung hat Sartre treffend damit zusammengefasst, dass wir, ob wir wollen oder nicht, zur Freiheit verurteilt sind. Wir tragen angesichts unserer Freiheit nun selbst Verantwortung, ein gutes Leben zu führen.

Aus Ratlosigkeit heraus, was denn dieses „gut“ bedeute, scheinen viele Individuen beschlossen zu haben, das Konzept selbst zur Devise zu machen: Freiheit als oberster Sinn und Zweck. Jene, die dennoch ein wenig gesellschaftlich orientiert geblieben sind, pflegen hier hinzuzufügen, dass die eigene Freiheit freilich dort ende, wo die Freiheit unserer Mitmenschen beginnt. Mit oder ohne diesen Rahmen hat dieses neu gewonnene Motto zur Folge, dass die Menschen nun versuchen, sich ihre Freiheit zu beweisen, ihr höchstes Gut. Im Alltag kann es schwierig festzustellen sein, ob wir jetzt aus freiem Willen heraus gehandelt haben oder nicht. War beispielsweise die Entscheidung, vor dem Fernseher sitzen zu bleiben, anstatt einen Snack aus dem Kühlschrank zu holen, meine Freiheit oder bloß meine Bequemlichkeit? Ist Bequemlichkeit Freiheit? Ist die Bequemlichkeit, nicht aus dem Haus zu gehen, weil vor der Tür eine bedrohliche Viruserkrankung droht, auch eine freie Entscheidung? Was ist ein freier Wille überhaupt und gibt es ihn? Um diesen doch sehr schwer zu beantwortenden Fragen auszuweichen und sich nicht überlegen zu müssen, was Freiheit genau bedeutet, begeben sich Menschen in ihrem persönlichen Leben auf andere Weise auf die Jagd nach ihr. Das Paradox dabei ist, dass der endgültige Beweis ihrer ach so geliebten Freiheit darin liegt, dass sie ihre Unabhängigkeit vor anderen zur Schau stellen. Wie auch das Zitat anklingen lässt, ist es die erfolgreiche Inszenierung ihrer selbst als individuell und frei, die für die Menschen zählt. Der Haken an der Geschichte ist lediglich, dass sie durch dieses Vorgehen in die Abhängigkeit von anderen geraten. Sartre, der große Verfechter der Freiheit, würde nun einwerfen, dass wir eben doch abhängig und verletzlich sind in Bezug auf die Meinung, die andere über uns haben, ja, wir existieren sogar nur in ihrer Betrachtung und es gibt keine andere Version von uns als die ihrer Urteile über uns. Dennoch nehmen wir den Rettungsanker, den die Demonstration unserer scheinbaren Unabhängigkeit gegenüber der Masse uns zuwirft, dankbar an - so verzweifelt sind wir, unser Leben vor der Leere zu retten, die wir selbst nicht mit Sinn zu füllen vermögen und in der wir zu ertrinken drohen. Wenn man aber einmal abgeschnitten ist von der Nabelschnur der anderen, an der unser Leben hängt, oder wenn man auch nur für ein paar Wochen unter Quarantäne ist, wird einem wieder

mit voller Härte bewusst, was Heidegger gemeint hat, als er sagte, wir wären letztendlich auf uns selbst zurückgeworfen. Warum ist es so schwer, außerhalb der Wahrnehmung anderer zu existieren? Es scheint nicht nur, als wären wir sinnlose Schallwellen, die nicht gehört werden, sondern sogar als wären wir Schallwellen, denen es unmöglich wurde, ohne ihr Medium überhaupt zu existieren. Was uns in der Situation des „Auf-sich-zurückgeworfen-Seins“ fehlt, ist ein Maß, an dem wir unser Leben festmachen können. Wenn alles zu entgleiten droht, ist die einzige Zuflucht, die unserem Leben Form geben kann, die Selbstverwirklichung - und das gleich in doppeltem Sinne. Einerseits sind wir selbst die einzige Person, die uns vor dem Nichts und der Leere retten kann. Andererseits ist der Weg, dies zu tun, unsere eigene Existenz, uns selbst, zu Wirklichkeit zu machen. Die Frage ist, wie. Und was ist unsere Existenz überhaupt?

Sartre meinte, die Existenz gehe dem Sinn voraus. Wenn man von dieser Zwecklosigkeit ausgeht, dürfte es schwer sein, eine teleologische Definition für Existenz zu finden. Deshalb kämpft jeder, das eigene Selbst nicht zu verlieren und zu definieren. Wir befinden uns in einer Masse, aus der jedes Individuum dasselbe Problem hat. Vor diesem Zustand scheinen wir alle gleich zu sein. In der Tat reagieren viele ähnlich auf diese Situation. Sie versuchen ihr „Selbst“ im Vergleich zur Masse zu finden und suchen ihr Heil in der Negativdefinition: Ich bin nicht wie ihr. Weil es allerdings schwer ist, ein Merkmal zu finden, das noch von niemanden besetzt ist, muss man sich die Nische, in der man existieren und sich selbst verwirklichen will, zumeist mit anderen teilen. Oft ist es auch Ideenlosigkeit, die uns vom Vorsatz „Ich bin nicht wie ihr“ zum Motto „Ich bin nicht wie die Mehrheit“ abweichen lässt.

Auf diese Weise erfüllt es Menschen mit dem Gefühl von wohliger Selbstverwirklichung, festzustellen, Teil einer Minderheit zu sein. Allerdings muss die Teilhabe an einer Minderheit gewisse Voraussetzungen erfüllen, um dem Zweck der Selbstverwirklichung zu dienen. Jeder ist automatisch Teil einer Minderheit und sei es auch bloß die Minderheit, die unterdurchschnittlich viel Spaghetti isst, kleiner als 72 Prozent der Bevölkerung ist oder die Socken nur einmal in der Woche wechselt. Vieles davon ist reiner Zufall. Dann gibt es ebenfalls die Minderheiten, die einem durch Vorurteile und Stereotypen von der Gesellschaft aufgezwungen werden: Die Arbeiter, die Streber, die Loser, die Coolen oder die älteren Damen. Alles das reicht nicht, denn was wir brauchen, ist die freiwillige Wahl einer Minderheit, andernfalls wäre das oberste Gebot der Freiheit in unserem Leben nicht erfüllt. Aus diesem Grund boomen Wahlminderheiten. Die Leute werden Vegetarier oder besser noch Veganer. Das ist nicht nur ein Minderheitenprogramm, sondern hat auch gleich einen angenehmen Zweitzweck. Tierschutz, Ökologie, aber auch allein Genuss stellen oft angenehme Nebeneffekte einer solchen Auswahl dar. Aber sie sind nicht notwendig: Manche erreichen ihr Ziel auch, indem sie exotische Sprachen lernen. Oder sie werden Teil der auserwählten Sorte der Extremsportler. Andere

wieder machen Reisen an die abgelegensten Orte der Welt. Je exklusiver, desto mehr fühlen sie, sie hätten sich selbst verwirklicht.

Haben sie das wirklich? Oder hat ihr Ich lediglich versucht, die innere Leere zu füllen, ohne das wahre Selbst zu finden? Die Antwort kann diesen Personen kein anderer Mensch geben, mögen die Leute um sie herum so viel urteilen, wie sie wollen.

Die Frage kommt darauf zurück, ob wir die Dinge für uns tun, ob sie für uns selbst Sinn gemacht haben, oder ob wir sie nur getan haben, damit uns die anderen als jemand Besonderer bewundern und uns als Individuum wahrnehmen.

Womit wir wieder bei der alten Sinnfrage angelangt wären, um die man schwer herumzukommen scheint. Im Gegensatz zu Sartre würde ich deshalb „Existenz durch Sinn“ anstatt „Existenz vor Sinn“ verkünden. Denn nur in unserem Sinne können wir uns selbst verwirklichen.

Aber was ist jetzt dieser Sinn? Tja, den muss jeder selbst finden.